



### **Robert Traba**

Sehr verehrte Frau Professor Schwan, sehr geehrter Herr Pleitgen, sehr geehrter Herr Krämer, sehr geehrter Herr Kerski, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Ich will nicht verbergen, dass unser heutiges Treffen für mich und meine Freunde von der Allensteiner „Borussia“ einen besonderen Charakter hat. Es ruft zugleich Rührung und Freude hervor. Freude über die Tatsache, dass es in der heutigen Welt des Chaos, der lokalen und regionalen Konflikte, der Globalisierung und Kommerzialisierung eine „Verständigung über die Teilungen und partikulären Interessen“ hinaus gibt. Diese Verständigung stützt sich auf das Vertrauen in die Dauerhaftigkeit humanistischer Werte. Die Botschaft von Lew Kopelew war der Glaube an „Toleranz, Menschlichkeit und Verständigung zwischen den Völkern“. Wir sind stolz darauf, dass Sie, meine Damen und Herren, in der Arbeit von „Borussia“ eine praktische Realisierung dieser Botschaft gesehen haben.

Ich danke Ihnen.

Meiner kurzen Dankesrede habe ich den etwas eigensinnigen Titel „Borussia oder vier Variationen zum Thema Überlegenheit der Mikro- über die Makroperspektive“ gegeben.

### **I. Ostpreußen / Masuren, Ermland**

Anfang des 20. Jahrhunderts schrieb ein deutscher Beamter aus Köln, der sich auf eine Reise nach Ostpreußen begeben wollte, mit großer Beunruhigung, er würde „dorthin fahren, wo die Wölfe in den Straßen heulen“. Heute fällt es schwer, sogar in den masurischen Wäldern Wölfe anzutreffen. In der Vorstellungskraft eines durchschnittlichen Westeuropäers kommt jedoch immer wieder das Bild einer geheimnisvollen, provinziellen Landschaft zum Vorschein, wo „der Herrgott eingeschlafen“ sei. Unter den ehemaligen und heutigen Bewohnern der Masuren und Ermlands dominiert immer noch allein der Mythos des „Landes der dunklen Wälder und kristall’nen Seen“, der Mythos vom „verlorenen Paradies“ oder der „Erde wiedergefundener

Schicksale“. In all diesen Vorstellungen steckt ein Körnchen Wahrheit, Sehnsucht und Hoffnung, aber auch eine gewisse Vereinfachung: nicht selten ist nämlich der Wille, das Land ausschließlich als eigenes und des „eigenen Volkes“ Eigentum zu betrachten.

Sie brauchen keine Angst zu haben, ich werde Ihnen jetzt nicht erzählen, „wie es tatsächlich gewesen ist“ mit der Geschichte des Landes der alten Preußen, gelegen zwischen Weichsel und Memel. Ich werde Ihnen vor allem deshalb nicht darüber erzählen, weil ich die Vielfalt historischer Diskussionen und die Vielfalt der Sichtweisen auf die Realität achte. Lassen Sie uns jedoch versuchen, gemeinsam darüber nachzudenken, worauf oft die Unmöglichkeit beruht, eine gemeinsame Interpretationsebene zu finden – für dieses und Dutzende anderer Gebiete, die am Berührungspunkt verschiedener Kulturen und Nationen nicht nur in Mittel- und Osteuropa liegen.



Wir stoßen vor allem auf zwei schwer zu überwindende und gegenseitig akzeptierbare Hindernisse. Das eine ist die „Ungleichzeitigkeit der Erinnerung“, das zweite das natürliche Bedürfnis, ein positives Selbstbild zu kreieren. Ich beginne mit dem zweiten Beispiel: wir berufen uns gern auf große Gestalten (Kopernikus, Kant, Herder) und wundervolle Architekturdenkmäler (Marienburg, Frauenburg oder Heiligelinde), wollen aber nur unwillig über die eigenen Fehler und die eigene Verantwortung diskutieren. Wer erinnert sich heute noch

daran, dass es 30 km von Allenstein entfernt, im Schatten des Tannenberg-Denkmal, ein Kriegsgefangenenlager gegeben hat, durch das etwa 600 Tausend Russen, Polen, Franzosen, Belgier und Italiener gegangen sind, und mehr als 50 Tausend von ihnen dabei ihr Leben verloren haben? Wer kennt das Schicksal der 230 Tausend Zwangsarbeiter in Ostpreußen? Welche Mühe macht es den Polen, über die Verantwortung für die Ausführung der Zwangsaussiedlungen der Deutschen nach 1945 zu diskutieren.



Ein klassisches Beispiel der „Ungleichzeitigkeit der Erinnerung“ zitierte vor Jahren der Posener Germanist Hubert Orłowski, ein Ermländer. In zwei benachbarten ermländischen Dörfern wurden Ende Januar 1945 Verbrechen begangen. Die Täter des ersten, das an der deutschen Zivilbevölkerung begangen wurde, waren sowjetische Soldaten. Die Täter des zweiten war eine Sondereinheit der SS, die 120 polnische Kriegsgefangene erschoss, die man aus dem Übergangslager in Soldau hierher getrieben hatte. Das erste, von Graf Lehnsdorff beschriebene Ereignis, ist zu einer Ikone der deutschen Erinnerung geworden und wurde aus der polnischen Rezeption des Krieges gelöscht; das zweite wurde zur Ikone des polnischen Kriegsopfers, das im kollektiven Gedächtnis der meisten Deutschen nicht existent ist.

Das Vertiefen in eben solche, unsichtbaren Spuren der Vergangenheit erlaubt uns oft, besser in die Mechanismen der großen Geschichte einzudringen. Es erweist sich, dass wir auf emotionaler

Ebene dasselbe erleben, unabhängig von unserer Nationalität. Die Gefahr steckt jedoch darin, die individualisierte Gemeinschaft der Tragödie nicht mechanisch auf eine Schicksalsgemeinschaft in historische Kategorien zu übertragen.

## **II. Das Tabu**

Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Einmal hatten wir eine Gruppe von jungen, liberal denkenden jungen Deutschen zu Besuch, denen das preußische Erbe vollkommen fremd war. Sie waren gekommen, um Friedhöfe aus der Zeit des Ersten Weltkrieges aufzuräumen, und rebellierten sofort, weil das in ihrem Bewusstsein eine Rückkehr zum preußischen Militarismus darstelle. Sie hatten keine Ahnung, dass auf diesen Friedhöfen oft Soldaten verschiedener Nationalitäten liegen, nicht selten Brüder, die auf den entgegengesetzten Seiten der Front kämpften. In Polen trafen diese jungen Menschen eine andere Gruppe, die sogenannten Jungen Ostpreußen, die sehr stark national ausgerichtet waren. Es kam zu einer Diskussion und dabei stellte sich heraus, dass „unsere Deutschen“ über gar kein Wissen über die eigene Vergangenheit in diesen Gebieten verfügten, weder die gute noch die schlechte. Sie waren vollkommen hilflos gegenüber den entsprechend interpretierten historischen Tatsachen. Der Prozess der Tabuisierung dieses Teiles der Geschichte hat bewirkt, dass die Geschichte Ostpreußens im guten Glauben, im Namen der Versöhnung mit den Polen, aus dem Bewusstsein eines Großteils der deutschen Gesellschaft verdrängt worden ist. Ein Skeptiker könnte fragen: Vielleicht ist das überhaupt nicht wichtig, weil die Dynamik der postmodernen Welt sowieso nicht viel Platz für Geschichte zurück lässt? Für mich bleibt eine andere Frage wesentlich: Wie kann man die Tradition von Gebieten, die ein solch wechselhaftes Schicksal wie Ostpreußen hatten, didaktisch verwenden und kreativ bereichern? Ich kann diese Frage nicht beantworten. Die Intuition und die Erfahrung in Kontakten mit jungen Menschen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Litauen, Weißrussland, Russland oder der Ukraine sagt uns zumindest so viel, dass das Problem wichtig und immer aktuell ist!

## **III. Kulturlandschaft**

Ich werde mich auf die berühmte Metapher von Jan Józef Lipski über das deutsche Kulturerbe beziehen, dessen Depositäre die Polen seien:

„Wenn man Kulturdenkmäler übernimmt – kann man nur von einem Depositum sprechen. Das, was zur Kultur einer Nation gehört, bleibt für immer ihr Werk und ihr Ruhm. Ein Depositär übernimmt aber zugleich auch Pflichten. Und daran, wie er diese Pflichten erfüllt, misst man seine Kultur; Europa das Recht, darüber von ihm Rechenschaft zu fordern, denn sowohl das, was

die Deutschen schufen, als auch das, was die Polen schufen, gehört zur gemeinsamen europäischen Kultur.“

Heute braucht man in West- und Nordpolen niemanden mehr davon zu überzeugen, dass die Denkmäler geschützt werden und man in diesem Bereich mit den Deutschen zusammen arbeiten sollte. Viel wichtiger ist die Bereicherung des gesellschaftlichen Bewusstseins um die Kenntnis der Vergangenheit auf eine solche Weise, dass sie zu leben beginnen und Emotionen erwecken, die - wenn auch nicht identisch mit denen der ehemaligen deutschen Bewohnern - doch zumindest ebenso intensiv und reich sind. Allerdings darf man sie dann nicht als Deposit behandeln, sondern im Gegenteil – als etwas dauerhaft mit der Geschichte der Stadt und der Region verbundenes, etwas Nahes und in einem gewissen Sinne eigenes.

Ist somit die Zeit gekommen, das Paradigma von Jan Józef Lipski zu verändern? Ein entsprechendes terminologisches Äquivalent kann man in der sogenannten Europäisierung der Kulturgüter suchen. Es lohnt sich aber auch, sich auf direkte Erfahrungen in der Mikroperspektive zu berufen. Während meiner häufigen Begegnungen mit Mitgliedern des Historischen Vereins für Ermland, den es seit 1856 gibt, wurde mir nicht nur ihre authentische Sorge um den Zustand des Ermländer Kulturerbes bewusst, sondern auch das reale Dilemma. Langsam, aber unerbittlich verlässt uns die Generation der Zeugen und Akteure aus der Zeit vor 1945. Auf natürliche Weise wird das Interesse und vor allem die emotionelle Bindung der nächsten Generationen mit dem Land ihrer Väter und Großväter kleiner. Eine wesentliche Chance für ihr Überleben kann das authentische Interesse und Engagement der heutigen Bewohner Ermlands sein. Meine These lautet: Wir sind nicht mehr nur Depositäre, sondern werden zu „geistigen Mitnachfolgern des preußischen Kulturerbes“. Zum ersten Mal geschieht das nicht infolge von Versuchen einer nationalen Aneignung, sondern aus dem natürlichen Bedürfnis heraus, sich emotionell mit der zu rettenden Kulturlandschaft zu identifizieren.

Die rekonstruierten, sanierten, renovierten alten Wohnhäuser, Schlösser, Kirchen und ganze Kulturlandschaftsräume waren zum Teil deutsch, masurisch, ermländisch, auch polnisch, und sind heute meist polnisch und ukrainisch. Sie werden adjektivlos zu „unseren“ erklärt, weil wir das Erbe ihrer vorherigen Eigentümer mit vollem Bewusstsein übernehmen und bereichern. So verstehe ich die „geistige Nachfolge, die unter günstigen Bedingungen zur Norm werden könnte in Bezug auf jedes „fremde“ Kulturerbe. Wenn man in der Formulierung „Depositär“ einen Appell an die Achtung der „Andersartigkeit“ lesen kann, so könnte er zugleich den Eindruck der Vorläufigkeit erwecken. In der Bezeichnung „geistiger Nachfolger“ steckt nicht die Gefahr, sich

„fremde“ Kulturgüter anzueignen. Ich finde in ihr aber den Willen zur Stabilität und Harmonie, die so notwendig ist, damit man sich „zu Hause“ fühlt.

#### **IV Polen – Deutschland**

Heute ist es beinahe natürlich geworden zu sagen, dass die deutsch-polnischen Beziehungen in einer Krise stecken. Wenn ich diese These auf den Boden meiner eigenen Erfahrung übertrage, muss ich entschieden dagegen protestieren. Mit keinem anderen Land haben wir bisher so viele bilaterale wissenschaftliche und kulturelle Initiativen geschaffen wie mit Deutschland. Die mehr als zehn Jahre betragende Bilanz des Jugendaustausches zwischen Polen und Deutschland hat die Zahl von über 1,2 Millionen jungen Menschen erreicht, die sich getroffen haben. Allein an den von „Borussia“ organisierten Begegnungen haben 1000 Personen teilgenommen. Das ist ein Potential, das eine völlig neue Dimension der gegenseitigen Beziehungen erschafft. Keine politische Konjunktur ist imstande, die so gestalteten freundschaftlichen Kontakte zu gefährden. Das ist vielleicht ein neuer, besser messbarer Indikator für Niveau und Willen zur gegenseitigen Verständigung.

Zum Schluss möchte ich einen Satz wiederholen, der seit über zehn Jahren mein Motto ist.

*Ich erlaube mir, Professor Stanisław Stomma zu zitieren. Vor zehn Jahren, als ich große Zweifel hinsichtlich einer weiteren öffentlichen Aktivität von Borussia hegte, sagte mir Professor Stomma einen einfachen, aber wichtigen Satz: „Bitte, sorgen Sie sich nicht. Lassen Sie uns langsam, aber konsequent eine Republik Vernünftiger Menschen schaffen“. Diese Aussage begleitet mich seit zehn Jahren, und ich wünsche mir, dass sie auch zu einem dauerhaften Motto für die deutsch-polnischen Beziehungen werden möge.*

*Übersetzung: Agnieszka Grzybkowska*